

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 24 (1948-1949)
Heft: 5

Artikel: Die Klassenzusammenkunft
Autor: Eugster, Babett
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069316>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Klassenzusammenkunft

ERZÄHLUNG VON BABETT EUGSTER

Zeichnungen von Hanni Fries

Helen war es, die sich geopfert hatte, um unsere ganze frühere Mädchenklasse zusammenzutrommeln. Helen war schon früher — vor etwa zwanzig Jahren — die Ordentlichste von uns gewesen; nie hatte sie etwas vergessen, und ihre Hefte staken in schönen glänzend-blauen Einbänden, worauf mit Rundschrift «Helen Zeller» stand. Es war typisch und überaus anerkennenswert, daß sie alle unsere neuen Namen (genau zwei Drittel von uns waren verheiratet) und Adressen ausfindig gemacht und uns aufgefordert hatte, am Samstag, dem soundsovielten, nachmittags nach Basel zu kommen, um gemeinsam einen ausgiebigen Tee zu trinken. Ich sah Helen vor mir, wie sie ihr kleines schwarzes Notizbuch zu Rate zog, in dem alles genau und nach dem Alphabet eingetragen war.

Während ich die handgeschriebene Einladung betrachtete, wurde ich einigermaßen aufgeregt. Natürlich hatten wir uns seinerzeit — als wir mit sechzehn Jahren aus der Schule entlassen wurden — aufrichtig versprochen, einander nie zu vergessen, treu zusammenzuhalten und regelmäßig zusammenzukommen. Nichts von alledem war geschehen. Einige waren in die Pension ins Welschland gereist, andere hatten kaufmännische Lehren angetreten; zwei hatten zu unser aller Neid kurz darauf geheiratet. Ein sogenanntes Rundbuch war noch eine Zeitlang herumgewandert, in die jede ihre harmlosen Erlebnisse, von Photos und Zeichnungen begleitet, eintrug. Schon bei der zweiten Runde aber war es stecken geblieben, und niemand hatte mehr davon gesprochen. Wir hatten neue Freundschaft-

ten geschlossen — neue Bekanntenkreise hatten sich für uns aufgetan. Die Klasse war schon nach einem Jahr auseinander-gestoben wie Spreu im Wind. Als ich meine eigenen Vermählungsanzeigen verschickte, wußte ich kaum mehr ein Viertel der einstmaligen Adressen meiner Mitschülerinnen. Der Gedanke, bald wieder mit ihnen zusammenzutreffen, lockte mich wie ein Abenteuer.

Am Morgen des festgesetzten Tages packte ich eine Serie Photographien meiner Zwillinge ein sowie ein Bild Peters, auf dem er aussah wie der frühere Prince of Wales, zog meinen besten Tailleur an und rupfte mir zwei graue Haare aus, die an den Schläfen wuchsen und mich störten. Peter begleitete mich zum Zug und sagte, er sei froh, nicht bei unserer Zusammenkunft zu sein, anlässlich welcher sicher alle Männer durchgehechelt würden; wie immer stellte er sich in seiner männlichen Naivität vor, daß es für Frauen untereinander nur *ein* interessantes Thema gäbe. Ich fand innerlich, ich hätte das große Los gezogen mit Peter, und natürlich war ich gespannt, was wohl die andern für Treffer vorzuweisen hatten. Von Rosemarie wußte ich, daß sie eine « glänzende Partie » gemacht habe und sogar ein Schloß in Frankreich besitze. Es war daher unsicher, ob sie auch kam. Berteli, die wir immer zur alten Jungfer gestempelt hatten — hinter ihrem Rücken, natürlich —, war mit einem Professor verheiratet, einem ganz gescheiten Gelehrten, sagte man.

Ob die beiden Württembergerinnen aus dem Missionshaus wohl auch kamen? Wir hatten sie seinerzeit samt ihrer gemütlichen Mundart gern gehabt. Heute allerdings hatte ich einiges Mißtrauen: womöglich waren sie « drüben » verheiratet und erzählten uns mit vorwurfsvollen Mienen, was sie unter der Besetzung zu leiden hatten. Ich war fest entschlossen, mich weder auf politische Diskussionen einzulassen noch aber auch nur einen Finger breit von meiner Überzeugung, die « drüben » seien selbst allein schuld, abzugehen.

Die Zusammenkunft sollte in einem netten alkoholfreien Restaurant auf dem

Bruderholz stattfinden, und da ich etwas spät angekommen war, nahm ich ein Taxi und fuhr hinauf. Ich überlegte mir dabei, ob wir wohl schnell den Kontakt finden oder ob wir aus Verlegenheit nur über die frühern Schulerlebnisse und die Lehrer reden würden. Ach was, korrigierte ich mich ärgerlich, ich denke noch wie ein sechzehnjähriger Backfisch; ist das meine ganze Reife?

In der Garderobe hingen eine Menge Mäntel und Hüte. Ein paar Pelzmäntel waren dabei, Schals und Handschuhe. Es erinnerte mich an die schwarzen eisernen Haken, an die wir seinerzeit im Schulkorridor, meist in wilder Hast, unsere Jacken und Regenmäntel aufgehängt hatten.

Dann trat ich ein, klopfenden Herzens. Um einen langen weißgedeckten Tisch saßen etwa fünfundzwanzig — Mädchen? Nein, nicht mehr. Frauen? Ja, zum Teil sogar Matronen. Einen Moment lang war mir, als platze ich als schüchternes Schulkind in eine Gesellschaft älterer Damen. « Hallo, Babett! » rief da ein kleines, rundliches Wesen und kam flink auf mich zu. Es hatte volle rote, gemütliche Backen und ein strahlendes Lächeln. « Trudi, du! » sagte ich erlöst. Neben dem Trudi Frei war ich ja drei Jahre lang gesessen; es war die gutherzigste Person, die man sich denken kann, blies eifrig ein, wenn auch falsch, und hatte dem Lehrer einmal auf die Frage, was ein Gläubiger sei, treuherzig geantwortet: « Ein Gläubiger ist ein Pfarrer. »

Trudi hieß nun Frau Hemmerich. Sie zog mich an den Tisch, wo neben ihr ein Stuhl frei war, und dann schüttelte ich allen die Hände. Links von mir saß Katrin, früher ein dünnes, stilles Geschöpf, jetzt eine blühende, hübsche Frau. Therese mit der schönen Sopranstimme war auch da und Maria, die im Zeichnen immer weinte, wenn der Lehrer sagte, sie sei völlig unfähig, auch nur einen geraden Strich zustande zu bringen.

Genau gegenüber von mir entdeckte ich eine kleine alte Frau. Gehörte sie wirklich in unsern Kreis? Sie lachte mir zu und sagte: « Wie geht es dir, Babett? Ich bin das Schmidli. » Es gab mir einen kleinen

Stoß; aber ich ließ nichts merken und rief: «Ja, natürlich, salü Schmidli, bist du auch gekommen?» Das Schmidli wurde seinerzeit von uns mit einem so zärtlichen Diminutiv bedacht, weil es das zarteste, kleinste Ding der Klasse war. Wir bemutterten es alle und ließen ihm nichts geschehen, obwohl wir untereinander manchmal recht grob sein konnten. Wir lachten es nicht einmal aus, wenn es im Turnen immer schon in der Hälfte der Kletterstange stecken blieb, und sogar der strenge Rektor hatte ein Einsehen, wenn es die Aufgaben nicht einwandfrei konnte. Es war fleißig und emsig bemüht, alles recht zu machen; aber es war oft krank. Es hatte auch viele kleine Geschwister, mit denen es sich abgeben mußte.

«Wo wohnst du jetzt, Schmidli, und was treibst du?» fragte ich. «In Trogen», sagte es und legte seine harten, abgearbeiteten Hände zusammen, «mein Mann ist schon vor zehn Jahren gestorben, und ich muß meine Buben selbst durchbringen. Aber es geht ganz gut», fügte es bei. Mich würgte etwas im Halse; das Schmidli hatte dünne, blonde Haare mit viel Grau darin und um den Mund einen ergebenen Zug. Wir derben Schulmädchen hatten es damals beschützt, aber das Leben nicht; es war unsanft mit ihm umgegangen. «Dann hast du aber eine Menge geleistet, mehr als wir alle!» sagte ich herzlich. Das Schmidli schüttelte den Kopf und sagte: «Nein. Ich habe es auch schön gehabt. Und die Buben sind recht.»

Am obern Ende des langen Tisches saß die Helen, die alles so prima organisiert hatte; ihr schon früher etwas strenges Lehrerinnengesicht hatte sich wenig verändert. Ihr gegenüber, genau am untern Ende, thronte eine große, blühende Blondine, die eine Zigarette aus einer schwarzen Spitze rauchte. Das war Sophie. Früher war sie nicht sehr sauber gewesen. Wir hatten oft miteinander getuschelt wegen ihrer grauen Taschentücher, und wenn wir uns zum Turnen umzogen, war bei ihr alles zerrissen unterirdisch und mit Sicherheitsnadeln zusammengesteckt. «Sophie, du bist ein Schlamp!» hatte einmal der Mathematiklehrer, für den wir alle schwärmten,

zu ihr gesagt, und wir waren alle für sie errötet; nur sie nicht. Damals hatte sie ein Heft einfach verloren, und der Deckel des Rechenbuches war *ein* großer Fettfleck. Heute sah sie bedeutend appetitlicher aus, rosig, mit glänzenden Haaren, wenn auch das Blond nicht ganz echt schien, ebenso wenig wie die doppelte Perlenkette.

«Wo ist der Primus der Klasse?» fragte ich und schaute mich nach Agnes um. Agnes war das einzige, sehr behütete Kind ihrer Mutter gewesen — ihr Vater war schon früh gestorben —, und wir alle hatten große Stücke auf sie gehalten. Sie war überdurchschnittlich begabt, wußte alles, konnte alles, und schon als Kinder fühlten wir, daß sie die Güte in Person war. Wenn ein Streit zu schlichten war, gingen wir zu Agnes; sie lachte nie jemand aus, sie war bei allen Lehrern beliebt, ohne ein Streber zu sein; sie war der Stolz der Klasse. Man sagte von ihr, daß sie mit sechzehn Jahren schon eine Novelle geschrieben und an eine Zeitung verkauft habe. Wir prophezeiten ihr eine große Zukunft, sahen sie als Schriftstellerin und wollten alle ihre Bücher kaufen.

Agnes saß nicht am Tische. Sie stand mit Marion, ihrer besten Freundin, am Fenster und sprach ernsthaft auf sie ein. Marion war schon früher weitaus die eleganteste von uns gewesen und bei unsern Müttern in Ungnade, weil wir ihnen die seidenen Strümpfe und schön gedrehten Locken unserer Kameradin als Beispiel vorzuhalten pflegten. Sie war auch jetzt noch sehr anziehend anzusehen, in einem diskreten Kleide tadellosten Schnittes und mit schön manikürten Händen. Agnes, ganz in Schwarz, sah neben ihr aus wie ein Schatten. Sie hatte immer noch ihr kluges Gesicht mit den übergroßen Augen; aber es war schmal geworden, und nicht ein einzigesmal ließ sie ihr tiefes, humorvolles Lachen ertönen. Sie hatte ein nervöses Zucken um den Mund bekommen, und es war irgend etwas Unsicheres, Erschrockenes an ihr, das ich nicht enträtseln konnte. Sie, die uns früher immer zu Hilfe geeilt war, die zu jedem Problem eine Lösung wußte...

Meine Nachbarin Trudi hatte mich in ein lustiges Gespräch über unsere frühere Französischlehrerin verwickelt, die aus Schaffhausen kam und uns eine grauenvolle Aussprache, immerhin aber auch sämtliche unregelmäßigen Verben mit Erfolg beibrachte. Beide waren wir wieder fünfzehn und sangen auf Schaffhauserisch: «Quand je pense à mon village, là-bas au Val d'Anniviers...» Es wurde Tee serviert und Kuchen, und wir sprachen von der Klassensite, zu der Marions Mama uns einmal alle eingeladen hatte. Wir durften im Margarethenpark «Räuberlis» spielen und hatten nachher Schokolade getrunken und «Mohrenköpfe» verzehrt.

Helen stand auf, klopfte an ihre Tasse und richtete einige Begrüßungsworte an uns. Alle seien wir gekommen, außer Frieda und Johanna, den Missionsmädchen, und Rosemarie, die aus ihrem fernen Schloß an der Loire nicht hatte herreisen können, dafür aber einen netten Brief mit vielen Grüßen geschickt hätte. Sie bitte uns nun, sagte Helen und beugte sich vor, nacheinander kurz zu erzählen, was aus allen geworden sei. «Marion, fang an!»

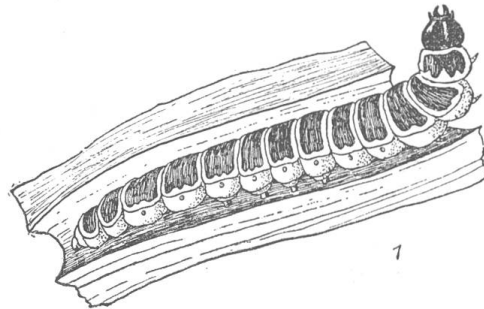
Marion, die Elegante, erhob sich und sagte, sie sei schon seit bald zwanzig Jahren verheiratet, daher eine alte Ehefrau mit drei Kindern; ihre älteste Tochter heirate demnächst, und ein Bub stehe vor der Matura. Sie sei glücklich und zufrieden, schloß sie und setzte sich wieder. Ja, das war nicht gerade ein überwältigender Lebenslauf; wir sahen sie gemessen schalten und walten in einem luxuriösen Haus, ohne große Sorgen und Beschwerden.

Dann kam Berteli daran, die mit dem alten Professor. So alt konnte er nun doch nicht sein; denn das Ehepaar hatte viele weite Reisen unternommen — Kinder hatte es keine — und Berteli sagte, sie habe Photos von Ägypten vom letzten Jahre mitgebracht, falls sich jemand dafür interessiere.

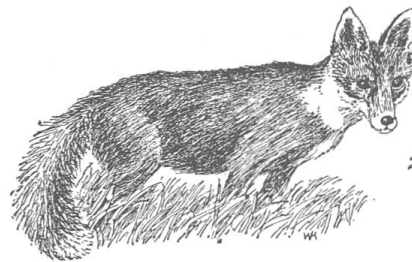
Es stand eine Krankenschwester auf, Hilde, die erzählte, sie sei die rechte Hand des bekanntesten Chirurgen unserer Stadt geworden und trage täglich große Verantwortung.

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

*Dann sollten wir wissen, was diese
Zeichnungen darstellen*



1



2



3

Antworten siehe Seite 78

Marianne wohnte noch mit ihrer Mutter zusammen und sagte, sie sei froh, daß sie so lange ihre töchterliche Pflicht erfüllen könne. Ihre Mutter sei ihre beste Freundin, und sie wisse nicht, was einmal aus ihr werden solle, wenn sie allein sei. Trudi flüsterte mir zu, Marianne sei eine gute Seele und zudem das Opfer ihrer alten zänkischen Mutter, die daran schuld sei, daß sie nicht geheiratet habe. Jedermann wisse das; aber sie wolle es nicht wahr haben.

Da die Reihe nun an Trudi selbst war, erhob sie sich, um ihr Haus auf dem Lande zu beschreiben. Es sei das Schönste, was es gebe, so mit der Natur verbunden zu sein. Sie habe vier Kinder und einen guten Mann. Sie sei froh, daß ihr Otto sie geholt habe; denn aus ihren Plänen, einmal Laborantin zu werden, wäre wahrscheinlich doch nichts Rechtes geworden. Sie plumpste wieder auf ihren Stuhl, und alle lachten.

Ich zeigte meine Photographien und saugte die freundlichen Kommentare über die beiden herzigen blonden Kinder und den gutaussehenden Mann ein wie Honig.

Alles in allem hatten wir es zwar nicht zu hervorragenden Positionen gebracht, kein Genie war unserer Klasse entsprossen; aber wir hatten immerhin innerhalb unserer Grenzen etwas erreicht, hatten Familien gegründet, Kinder auf die Welt gesetzt, gute Arbeit geleistet. Wir konnten zufrieden mit uns sein. «Agnes kommt noch daran!» rief jemand. Agnes sah auf und schüttelte den Kopf. «Ich habe nichts zu sagen», meinte sie kurz. «Das geht nicht», protestierten wir. «Wieviel Bücher hast du geschrieben? Erzähl, was du gemacht hast!» Agnes schwieg. «Laßt sie doch!» bat Marion eindringlich. Natürlich machte uns das alle neugierig; aber wir wendeten uns taktvoll ab und begannen, aufeinander einzureden. Plätze wurden getauscht, alte Erinnerungen aufgefrischt. Wir waren in die richtige Stimmung gekommen.

Da kam mir ein Einfall. «Sagt mir», rief ich in das Stimmengewirr, «etwas muß ich doch noch von euch wissen: Immer wieder liest man in Romanen, in Gedich-

ten und Artikeln, daß die Jugend die schönste Zeit sei; daß man ihnen mit Wehmut nachtraure, diesen sorglosen, unbeschwerten, goldenen Jahren. Ich bin gewiß gerne zur Schule gegangen und habe mich täglich gefreut, euch alle zu sehen. Wenn ich aber heute zurückdenke, was ich für Qualen ausgestanden habe vor jedem lächerlichen Examen, wie ich vor Dr. Keller zitterte und wie ich in der obersten Klasse wochenlang nicht aus der Angst herauskam und halbe Nächte nicht schlief, weil ich in der Chemie und Physik völlig versagte, so muß ich doch sagen: nachher war es besser. Nicht als ob alles rosig gewesen wäre; aber das Leben wurde schön. Man fühlte seine Kräfte wachsen, enge Grenzen öffneten sich. Man erwarb sich die Freiheit der Seele, die Freiheit des Denkens und des Handelns. Sagt mir ehrlich: für wen waren die Schuljahre wirklich die schönste Zeit seines Lebens?»

Die rosige Sophie — laut ihren Aussagen stand sie einer gutgehenden Bar in Lausanne vor — rief lachend: «Recht hast du. Nachher wird es erst schön!» Die andern nickten und sagten, die Schule sei schon recht gewesen; aber erst nachher wisse man, was das Leben sei — erst später werde es interessant.

Und da stand plötzlich unser Primus auf, der Liebling der Klasse, Agnes, ganz blass im Gesicht, und sagte leise, aber so deutlich, daß alle es hören konnten, und es wurde ganz still: «Für mich! Ich fand die Schuljahre die schönsten meines Lebens. Als ich noch in der Klasse mit euch war, wußte ich es nicht; aber heute weiß ich es. Ich war auch einmal glücklich oder glaubte, es zu sein. Ich habe einen Künstler geheiratet, als ich zwanzig Jahre alt war. Er hat mich nach ein paar Jahren verlassen. Ich habe zwei Kinder, der Bub begabt und unstet wie sein Vater. Das Mädchen hängt an mir; aber ich spüre oft, daß es mir innerlich vorwirft, daß ich seinen Vater nicht halten konnte. Ich habe leere Hände ...»

Wir sahen uns an, peinlich berührt von so viel Offenheit an unserer fröhlichen Tafelrunde. Unserer schweizerischen Reserviertheit kam es fast taktlos vor, so

seine Seele zu entblößen. Marion, die neben Agnes saß, ergriff rasch ihre Hand und wollte sie auf den Stuhl zurückziehen. Aber Agnes klammerte sich an den Tischrand, sah mit ihren übergroßen schwarzen Augen in eine fremde Ferne und rief leidenschaftlich:

«Wenn es mir am schlechtesten ging, in den Stunden, in denen alles schwarz und trostlos war, habe ich an die Schule gedacht, an die friedlichen Jahre, und habe mir gewünscht, noch einmal, ein einziges mal auf der Schulbank zu sitzen, ganz hinten am Fenster — ihr wißt wo — und zuzuhören, wie der Rektor den „Wallenstein“ durchnimmt oder der Engelmann das Pendelgesetz. Nicht weil ich besonders für Literatur und Physik schwärmte. Aber weil ich damals dem Leben gewachsen war — und später nicht mehr, nie mehr. Es ist ein schreckliches Gefühl ...»

Sie setzte sich plötzlich, mitleidig angestarrt von zwanzig Augenpaaren. Das Schmidli gegenüber blickte mich ratlos an. «Ich habe es auch schwer gehabt», sagte es, «aber die Schule habe ich mir doch nie zurückgewünscht.» Die gute Stimmung

schien verdorben durch Agnes' unerwünschtes Selbstbekenntnis.

«Es kommt jetzt eine Schnitzelbank», meldete Helen, und alle atmeten auf — die Hausfrauen, Mütter, Lehrerinnen, Krankenschwestern und Bardamen, die dem Leben gewachsen waren.

Zwei trugen singend lustige Verse vor und zeigten großformatige Karikaturen; Marianne begleitete auf dem Klavier. Es gab ein großes Gelächter und muntere Zurufe.

Agnes benützte den Lärm, um still fortzugehen. «Sie hat Pech gehabt», sagte jemand trocken-bedauernd, als die Tugenden des Primus witzig besungen wurden.

«Wir sind aber nicht bei der Heilsarmee», gab jemand ungeduldig zurück. Aber Marion, die Schöne, Elegante, Überlegene, fügte laut hinzu: «Das nicht. Aber sicher ist, daß Agnes die einzige war von uns allen, die die Wahrheit über sich gesagt hat.»

«Ei du schöner, ei du schöner, ei du schöner Schnitzelbank!» schlossen die beiden Vortragenden unter brausendem Beifallgetöse unserer vierundvierzig klatschenden Hände.

